

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 21 (1935)
Heft: 15: Geographieunterricht

Artikel: Reisestudien eines Biologen an der amerikanischen Westküste
Autor: Rahm, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-540052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wo sein Freund zu Hause ist und welchen Weg er selber einzuschlagen hätte, wenn er ihn während der Ferien besuchen wollte. Dass so der unter Gebildeten nicht allzu seltenen geographischen Ignoranz unauffällig vorgebeugt würde, sei nur nebenher betont.

2. In jedem Studiersaal sollte ein grösserer *H and atlas* mit alphabetischem Orts-, Berg- und Flussverzeichnis aufliegen, damit die jungen Politiker das Weltgeschehen, von dem die Zeitungen berichten, täglich verfolgen und so ihre weltgeographischen Kenntnisse spielend ergänzen könnten. Ein „*Orbis Catholicus*“ und Detailkarten der wichtigsten Missionsgebiete dürften natürlich auch nicht fehlen. Der katholische Name der Anstalt und der heutige Eifer für die Glaubensausbreitung verlangen es.

3. In mehr als einem Schulzimmer sollten neuere und bessere Karten aufgehängt werden. Zerfetzte Karten wirken kaum erzieherisch. Karten aus Grossvaters oder Urgrossvaters Zeiten mögen einem Archiv oder leeren Klostergang recht gut anstehen und dort verdiente Beachtung finden; in einem Schulzimmer nehmen sie sich aber komisch aus. Warum begegnet man übrigens in unseren katholischen Anstalten so selten einem eigentlichen *Geographiezimmer*?

4. Unser *schweizerischer Mittelschulatlas* ist vor drei Jahren in 6. Auflage erschienen. Leider scheinen ihn noch nicht alle katholischen Schulen zu kennen. Für viele ist der Weltnabel in Paris, für andere in

Berlin. Hat man schon daran gedacht, welche Zerrissenheit durch dieses Liebäugeln nach aussen in unsere katholischen Reihen hereingetragen wird?

5. *Mathematische Geographie und Astronomie!* Warum schauen wir den Abend- oder Morgenhimmel so selten an? Wohl wegen der lieben Hausordnung! In unseren dichterischen Versuchen reimen wir „der Sterne Flimmern“ mit „des Mondes Schimmern“. Dass aber die Sterne in unterschiedlichen Farben leuchten, dass im Winter andere Sterne am Himmel stehen als zur nämlichen Stunde im Sommer, dass sich die Planeten auf verschlungener Bahn zwischen den Fixsternen hindurch bewegen, das alles haben wir von der Schule aus nie zu sehen bekommen. Und doch brauchte es nicht gar viel, um diese Wunder des Himmels schauen zu können! Nicht einmal Fernrohre wären dazu erforderlich! Die hl. Dreikönige hatte auch keine, und doch offenbarte sich ihnen Gott in den Sternen.

6. Die geistige Kraftquelle unserer Kollegien ist die *Alma Mater Friburgensis*. Mit Bedauern stellte ich fest, dass vom W.-S. 1929/30 bis zum S.-S. 1933 die Geographie der Schweiz kein einziges Mal Gegenstand einer besonderen Vorlesung war. Wäre es nicht möglich, das geographische Institut der Freiburger Universität im Interesse der katholischen Mittelschulen etwas auszubauen, geschähe es auch nur durch die Erteilung eines bescheidenen Lehrauftrages für die Geographie der Schweiz?
Globus.

Reisestudien eines Biologen an der amerikanischen Westküste

Während meines sechsjährigen Aufenthalts in Chile benutzte ich die Ferien, um die gesamte amerikanische Westküste, angefangen im äussersten Süden, in Feuerland, bis zum Panamakanal und weiter bis Kalifornien zu bereisen. Dieses Gebiet bietet dem Biologen und Ethnologen so viel Problematisches und Anregendes, dass man anfangs vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, das heisst, nicht weiss, welches Problem man zuerst angreifen soll.

Man schaue sich einmal den schweizerischen Mittelschul-Atlas an und nehme etwa die Karte 111 zur Hand. Der südlichste Punkt des ameri-

kanischen Kontinents, Kap Horn, liegt auf dem 54. Grad südlicher Breite und gehört politisch zur Republik Chile, die sich wie ein schmaler Streifen, im Mittel nur 200 Km breit, bis zum 18. Grad südlicher Breite erstreckt. Man bedenke, dass im Süden Chiles, sogar bis zur kalten Zone, sich ein ausserordentlich üppiger Urwald ausbreitet. Im Norden Chiles zieht sich die langgestreckte Salpeterwüste hin, die sich noch weit ins heutige Peru fortsetzt, bis zu dem Punkte, der im Schweizerischen Mittelschulatlas, 109 links oben, durch die Savannenklimate-Farbe bezeichnet wird, wo in Wirklichkeit aber bereits

der tropische, regnerische Urwald beginnt, und zwischen den eben erwähnten Extremen verläuft das fruchtbare Längstal Chiles, das im Osten mit der Hauptkordillere, die sich unweit der chilenischen Hauptstadt bis zu 7000 Meter und mehr über dem Meeresspiegel erhebt — der Aconcagua, die höchste Erhebung in der westlichen Hemisphäre unserer Erde wurde nach den neuesten Messungen auf 7009 Meter angegeben — und im Westen mit der niedrigeren, vom Grossen oder Stillen Ozean bespülten Küstenkordillere abschliesst.

Chile bietet sowohl in tiergeographischer wie in ethnologischer Hinsicht, trotz seiner ungeheuren Ausdehnung, ein geschlossenes Ganzes.

Wenn auch die Flussläufe vom Quellgebiet bis zur Mündung in den Grossen Ozean nur kurzen Lauf zeigen und für die Schifffahrt von gar keiner Bedeutung sind, so haben sie doch im Laufe der Geschichte eine grosse Rolle gespielt. Der Bio-Bio, der bei Concepción in den Ozean einmündet, gilt heute noch als eine Scheide in mannigfacher Beziehung. Südlich von diesem Flusse beginnt der eigentliche regenreiche Urwald, wenn auch die Uebergänge von Trockenwüste zu Urwald oder von Salpetergebiet zu fruchtbarem Längstal sich langsam vollziehen. Das gewaltige Reich der Incas erstreckte sich fast bis zum Bio-Bio. Doch nie gelang es den Incas, die südwärts dieses Flusses sich zurückziehenden Indianerstämme der Araucaner zu unterjochen. Aus der spanischen Zeit wissen wir, welche ungeheure Anstrengungen es den Eroberern kostete, endlich auch südlich des Bio-Bio festen Fuss zu fassen. In Wirklichkeit sind die Araucanischen Indianerstämme erst im vorigen Jahrhundert ganz sesshaft geworden und nun auf die Reservationen beschränkt. Noch Darwin mied bei seiner Reise um die Welt dieses Gebiet; ja, er konnte nicht einmal bis zu der sogenannten chilenischen Schweiz, dem Seengebiet nördlich von der Insel Chiloé (vergl. M. Sch. Atlas, 110, 74° L, 44° B), vordringen, ein Gebiet, das eigentlich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt bekannt wurde, dank der Forscherenergie des deutschen Philippi, der allerdings hier auch seinen Tod fand. Südlich von der Insel Chiloé tritt dann der Gebirgszug der Anden unmittelbar an die Küste heran, nur

Raum lassend den unzähligen Inselgruppen, die dem Zugang zum offenen Meer vorgelagert sind. Noch weiter südlich, etwa vom 48. Grad südlicher Breite an, erlebt man dann das eigenartige Schauspiel, dass die Gletscher sich bis ins Meer erstrecken und dass sich der Urwald, man könnte sagen, mit den Eisschollen vermählt. Immergrüner Urwald reicht weit nach Süden hin; bis Kap Horn kann man in den vor Wind und Wetter geschützten Buchten und Talböden immergrünen Urwald antreffen mit der vorherrschenden Buchenart, *Nothofagus antartica*. Eigenartig berührt den Reisenden auch, dass neben andern Vögeln, die er sich meistens in wärmeren Gegenden beheimatet denkt, auch Papageien den Urwald bevölkern, so die grüne chilenische Art. Ja, eine Kolibriart sieht man hier ihren langen Schnabel in Blumenkelche senken.

Das Klima ist in den eben geschilderten Landstrichen äusserst wechselreich. So zum Beispiel konnte ich es erleben, dass wir bei einer wissenschaftlichen Exkursion auf der Insel Navarino, die nicht weit von Kap Horn gelegen ist, zwar im Hochsommer (Februar) auszogen und nachmittags von einem eisigkalten Schneetreiben überrascht wurden, wobei wir in einer halben Stunde einen Wechsel der Temperatur von mehr als 14 Grad erlebten. Auch in der Tausende von Kilometern weiter nördlich gelegenen Wüste Atacama stellte ich ähnliche Temperaturschwankungen fest, besonders im südlichen Winter: Juni bis August.

Bedingt sind diese Temperaturunterschiede in erster Linie durch den sogenannten Humboldtstrom (vergl. M. Sch.-Atlas, S. 125), der das eisige Wasser der Antarktis nach Norden verfrachtet. Da er sich unmittelbar an der chilenischen Küste hinzieht, trägt er wesentlich dazu bei, dass die Temperatur der berührten Landstriche viel tiefer liegt, als sie der Berechnung nach sein müsste. Ein ähnliches Beispiel, nur umgekehrter Art, liefert uns der Golfstrom, der Warmwasserversorger Europas. Wir würden wohl niemals in unsern Breiten Wein ziehen können, und in England würde der Winter bis zum „Garden of England“, der vielgepriesenen Isle of Wight, seinen unheilsamen Einfluss geltend machen, wenn der Golfstrom nicht die mittlere Jahrestemperatur wesentlich

beeinflusste. Der Humboldtstrom, der sich breit bis zum Norden Perus an der westlichen Küste Amerikas hinzieht, hat schon oft die Wissenschaft beschäftigt und sie vor unergründliche Probleme gestellt. Man kann sich das Entsetzen nicht nur der Gelehrten, sondern auch der Volkswirtschaftler vorstellen, als der kalte Humboldtstrom vor etwa 10 Jahren plötzlich im Norden sein Jahrhundert, vielleicht sogar Jahrtausende altes Bett verliess und, man weiss heute noch nicht aus welchen Ursachen, nach Westen abbog und dem warmen Niñostrom, der von Norden her an der Küste Kolumbiens und Ecuadors vorbeifliesst, Platz machte. Was geschah? Unheil verkündend wandten sich zuerst als Vorboten des Naturereignisses, die Millionen Guanovögel, die die Küste und die vorgelagerten Inseln Perus bevölkern und den für die Landwirtschaft so wertvollen Guanodünger liefern, nach Süden, um dem warmen Niñostrom, der immer in seinem Gefolge tropische Regengüsse mit sich führt, zu entgehen. Sie flogen immer weiter, und da ihnen die bewaldeten Inseln im Süden, wie etwa La Mocha, nicht zusagten, machten die meisten auf Chiloé Halt. Wenn ihnen auch hier der Regen, der sich auf Chiloé „13 Monate“ im Jahr einzustellen pflegt, wie der Volksmund sagt, sicher nicht sehr zusagte, so mussten sie doch bleiben, da weiter im Süden sich ihre Existenzbedingungen noch mehr verschlechtert hätten. Im Norden setzte ein feiner Regen ein, der sich bald zu einem tropischen Regenguss verdichtete, und das Wunder geschah: es regnete in Gebieten der Salpeterwüste, wo es, seit Menschen dort wohnen oder arbeiten, nie geregnet hatte. Der Reichtum Chiles, in diesen Jahren noch hoch bewertet, weil der Kunstsalpeter noch nicht so stark auf dem Weltmarkte vorherrschte, schwamm ins Meer. Der Guanodünger löste sich auf und — da geschah das zweite Naturwunder: der Humboldtstrom hatte Erbarmen mit dem Jammern und Zetern der armen Menschenkinder und strebte seinem alten Bett zu und drängte den Niñostrom wieder nach Norden zurück. Wie schon gesagt, die Ursachen dieser katastrophalen Ereignisse kennen wir nicht; sie stehen wohl auch einzig da in der Naturgeschichte, soweit wir Menschen sie auf unserem Planeten studieren. Ob unterirdische

Seebeben vorübergehend gewaltige Barren im Meere aufgeschichtet haben, oder ob der Humboldtstrom an Stosskraft nordwärts verloren hatte und der Niñostrom die Oberhand gewann, dies entzieht sich bis heute noch unserer Kenntnis.

Mit dem Niñostrom erwähnten wir bereits seine Begleiteigenschaften: warme, tropische Regengüsse, die sofort in der Wüste Atacama wie durch ein Wunder in wenigen Tagen einen herzerfreuenden Blument Teppich hervorzauberten. Ich hatte das Glück, die ganze Küste auch einmal im Flugzeug zu überfliegen; es wirkt eigenartig. Tagelang, schon bald, nachdem man die chilenische Hauptstadt verlassen hat, überfliegt man ein Trockengebiet, das rasch Wüstencharakter annimmt: Sandhügel, nur hie und da unterbrochen von den trüg dahinziehenden, das Meer nicht mehr erreichenden Salzbächen, die man wohl kaum mehr Flüsse nennen darf. Auch in Peru dasselbe Bild, an manchen Stellen vielleicht noch trostloser und einsamer, wenn auch farbenfreudig, im Sonnenbrand aufglühend. Dann plötzlich etwas Grün, Gräser und niedrige Sträucher! Da macht uns auch schon der Pilot darauf aufmerksam, dass wir die Küste Ecuadors bereits überflogen haben; es beginnt fast unvermittelt der schwere tropische Urwald, der dann den Charakter der Landschaft bestimmt — bis nach Panama und weiter.

Auf der andern Seite bildet der mächtige Gebirgsdamm der Kordillere eine Isoliermauer. In Chile rühmt man, dass dort kein einziges sogenanntes giftiges Tier beheimatet sei. Das ist richtig, wenn man von kleineren wie Skorpione usw. absieht. Die gefährlichen Giftschlangen Argentiniens und des übrigen subtropischen und tropischen Südamerikas übersteigen den mächtigen Andenkamm nicht. Ausnahmen kommen natürlich vor. So fand ich im Jahre 1933 in einem sehr heissen Andentale, das sich bis zur Wüste Atacama hinuntererstreckt, eine Giftschlange, die „widerrechtlich“, allen Warnungstafeln auf chilenischer Seite zum Trotz, aus bolivianischem Gebiet hinübergewechselt war. Weiter nordwärts, besonders in Ecuador, wo der tropische Regenwald sich bis zur Küste hinzieht, liegen die Verhältnisse etwas anders. Aber auch hier bildet

die Kordillere einen gewissen Schutz gegen Eindringlinge aus dem Amazonasgebiet. Die Giftschlangen, die hier vorkommen, können eingeschleppt oder, was das natürliche wäre, von Norden her, aus Mittelamerika eingewandert sein. Dort, wo die Urwälder bis über 2000 Meter und mehr Meereshöhe wuchern, ist ein Vorwärtsdringen von Tieren, die für gewöhnlich hohe Gebirgsketten nicht überschreiten, leichter gegeben, als in der Sandwüste Mittelsüdamerikas.

Die Kordillerenkette als Isoliermauer trägt auch die Schuld an der relativ grossen Tierarmut der Länder an der Westküste Südamerikas. Die chilenische Tierwelt, so interessant auch die Arten selber sein mögen, ist sehr arm zu nennen. An grossen Säugern findet sich ausser dem Puma, dem südamerikanischen Silberlöwen, noch der chilenische Hirsch, das Huemul, oder Truli, wie es die Araukaner nennen. Es meidet den dichten Urwald, liebt mehr den lockern Wald, wie er am Osthang der Kordillere Mittelchiles bis nach Süden hin vorkommt, da ihn Kälte oder grössere Trockenheit vor zu üppigem Wachstum zurückhalten. H. Krieg, Professor in München, macht darauf aufmerksam, welch mystischer Nimbus und welche nomenklatorische Verwirrung sich um das Huemul in der Literatur finden. Von der „kurzen, dicken Schlange mit dem Haarschopf“ bis zum pferdeartigen und lamaähnlichen Wesen bzw. zum Hippocamelus bisculus, wie der jetzt allgemein übliche Name lautet.

Ausser diesem Hirsch kennt der Chilene noch das Pudu (Pudu pudu Mol.), das er „Venado“ oder „Venadito“ nennt. Mit Recht betont Krieg, dass man eher den Eindruck gewinnt, man habe es mit einer Antilope zu tun als mit einer Hirschart. Geräuschlos kann das Pudu mit ruckartigen Bewegungen durch den Urwald und durch die unzähligen Schlingpflanzen schlüpfen. Der Puma ist der schlimmste Feind dieser Zwerghirschart. Auf der Insel Chiloé, wo der Puma ausgerottet ist, dürfte das Pudu am häufigsten vertreten sein.

Von den andern Tieren, die der Fauna Chiles eigentümlich sind, ist besonders der Darwinsfrosch zu nennen. *Rhinoderma Darwinii*, bekannt durch seine Bruteigentümlichkeit. Das Männchen nimmt die Eier in den Kehlsack. Die Nase ist in eine niedliche Spitze ausgezogen. Ich versuchte

die etwas delikaten Tierchen im Jahre 1929 nach Europa zu überführen und lieferte auch zwei Stück — das war der Rest von über 50, die ich mitgenommen hatte — Hagenbeck ein. Es war das erste Mal, dass die Darwinsfrösche lebend nach Europa kamen. Leider starben auch diese Exemplare, weil ich vergeblich gegen das Vorurteil gewisser Tierzüchter kämpfte, die eben der Meinung sind, dass in Chile ein tropisches Klima vorherrsche und die von dort eingelieferten Tiere nur in grosser Wärme sich wohlfühlen. Es gibt noch andere der Fauna Chiles eigentümliche Tiere, die man anderswo auf unserm Planeten nur selten oder überhaupt nicht antrifft, aber die wenigen Beispiele mögen genügen.

Was den Biologen oder Zoologen immer wieder zum Forschen anregt, sind die Tiere, die an eine extreme Lebensweise angepasst sind, wie in der Hochkordillere oder in dem Trockengebiet der Salpeterwüste oder dort, wo kalte und warme Meeresströmungen zusammenstossen. Dass der warme Niñostrom im Norden wärmeliebende Tiere mitbringt, die sich im entgegenseitenden Humboldtstrom entweder an andere Lebensbedingungen anpassen müssen oder bald dem Kampfe ums Dasein erliegen, ist eine Tatsache, die noch mehr als bisher des eifrigen Studiums bedarf, um die Probleme, die damit gegeben sind, einer Lösung näher zu bringen. Dasselbe gilt auch umgekehrt, obschon der mächtige Humboldtstrom auf seiner langen Reise bis weit nach Norden hin weniger an extreme Kälte gewohnte Tiere mit sich führen dürfte. Der Niñostrom hingegen ist verhältnismässig viel kürzer und fliesst durchwegs in der heissen Zone.

Vielleicht ist auch das grosse Tintenfisch- und Vogelsterben, das man in gewissen Zeitabständen immer wieder an der chilenischen und auch an der peruanischen Küste beobachten kann, im Grunde genommen auf die oben erwähnte Erscheinung zurückzuführen. Für mich war das im Jahre 1930 beobachtete Sterben der grossen, 1 Meter und mehr messenden Tintenfische bei Talcahuano ein naturwissenschaftliches Erlebnis ganz seltener Art, das sich unauslöschlich meinem Gedächtnis eingepägt hat. Schon tagelang war der Modergeruch bis zur Stadt Concepción wahrnehmbar, die jetzt etwa 18 Km. von der Bucht entfernt liegt. Als wir in Talcahuano ein-

trafen, war der Leichengeruch kaum mehr erträglich; im Hafen mussten sich die Schiffe buchstäblich einen Weg durch die Tausende mächtiger Tintenfischleichen bahnen. Wir nahmen ein Boot und ruderten bis auf die Insel Quiriquina, die bekannt ist durch die wertvollen Fossilienfunde. Was ich dort im Laufe des Nachmittags als Augenzeuge mit ansehen musste, gehört mit zum ergreifendsten meiner Erinnerungen. Die Riesenleiber der Tintenfische kamen langsam ans Land geschwommen und entgegen ihrer Gewohnheit, sich mittels der langen Fangarme, die mit Saugscheiben besetzt sind, zu wehren und den Feind oder den vorgehaltenen Stock zu umschlingen, sanken die meisten macht- und kraftlos ans Land, und wenn es auch dem einen oder andern noch einmal gelang, wieder das schützende nasse Lebelement zurückzugewinnen, es war doch bald aus mit der Kraft; sie sanken, noch einmal lang stöhnend, — der Klage- oder man könnte fast sagen Sterbelaut wurde durch das Ausstossen des Wassers und der Luft hervorgerufen — ans Land. Der Strand war derartig mit Tintenfischleibern bedeckt, dass man ausglitt und nur mit grösster Vorsicht weiter schreiten konnte. An einigen Buchten habe ich drei Schichten der teilweise bereits infolge der grossen Hitze in Verwesung übergegangenen Tiere aufdecken können.

Diese Erscheinung ist in Chile sehr bekannt.

Auf der Insel Chiloé düngt man mit den am Strand verendeten Tintenfischen den Acker. Man erwog in Kaufmannskreisen ernstlich, ob man das Fett zur Seifenfabrikation verwenden könne usw. Man kam aber, wie mir scheint, von der Idee ab, wahrscheinlich schon deswegen, weil man eben nur nach gewissen Zeitabständen wieder genügend Material zur Verfügung hat. Ob das Sterben durch das kalte Wasser des Humboldtstromes hervorgerufen wird oder auch vielleicht durch die bei Seebeben, die nicht selten längs der chilenischen Küste beobachtet werden, frei werdenden giftigen Gase, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Merkwürdig bleibt allerdings, wie ich genau feststellte, dass das grösste Sterben dort einzutreten pflegt, wo sich unterirdische Kohlenminen wie hier bei Lirquen unweit Talcahuano oder bei Coronel unweit der Insel Santa Maria bis weit ins Meer fortsetzen.

Wir haben im Vorstehenden nur andeutungsweise, und gleichsam kaleidoskopartig, einige der interessantesten und bedeutendsten Probleme, die uns die südamerikanische Westküste aufgeben, beschreiben können. Wir haben es nur vom Blickfelde des Biologen aus versucht. Auch der Geologe und vor allem der Ethnologe müsste hier zum Wort kommen. Doch darüber ein anderes Mal.

Santiago de Chile. P. G. Rahm O. S. B.

Unsere Toten

† Dr. Karl Helbling,
Bezirksschulratspräsident, Gossau (St. G.).

Der so früh Verstorbene zog als Gemeinde-, Bezirks- und Kantonsbeamter tiefe Furchen; uns Lehrern stand er als *Schulmann* besonders nahe. Die Liebe zur Schule war ein Erbgut von seinem Grossvater, dem tüchtigen Alois Helbling, langjährigen Seminarlehrer auf Mariaberg-Rorschach. Als Vizepräsident der grossen, gut eingerichteten Gemeindesekundarschule war er ihr eifriger Förderer. Als Präsident des Bezirksschulrates Gossau besorgte er seine Obliegenheiten gewissenhaft und pünktlich. Das Wohl der Schulen seines Bezirks lag ihm am Herzen. Fleissige Visitation und wohlwollende

Einstellung zur Lehrerschaft sicherten eine erfolgreiche Tätigkeit. R. I. P. S.

† Sr. M. Euphrosina Baumann,
Lehrerin in Rathausen.

Am 28. Juni verschied in Ingenbohl, ihrem Mutterhause, die ehrw. Sr. M. Euphrosina Baumann, gew. Lehrerin an der kantonalen Erziehungsanstalt Rathausen.

1875 in Altdorf geboren, verlor die Verewigte schon früh ihre Eltern und wurde von einer frommen Tante auferzogen. 1894 trat sie, dem Zuge ihres Herzens folgend, in das Lehrerinnenseminar in Ingenbohl ein. Nachdem sie im Herbst 1897 die Profess abgelegt, wirkte sie